

CONSTANTIN LIEB

ZEBO

WILDE

INSEL

ROMAN





CONSTANTIN LIEB
WILDBODEN

Roman

Insel Verlag

Die Arbeit an diesem Roman wurde unterstützt von der
Villa Aurora, Los Angeles, sowie von der LOA Residency, Villa Avelan.

Erste Auflage 2026

Originalausgabe

© Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG, Berlin, 2026

Alle Rechte vorbehalten. Wir behalten uns auch eine Nutzung
des Werks für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Umschlaggestaltung: Miriam Bröckel, Stuttgart

Umschlagillustration: Miriam Bröckel, unter Verwendung von KI

Satz: Dörlemann Satz, Lemförde

Druck: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

ISBN 978-3-458-64627-3

Insel Verlag Anton Kippenberg GmbH & Co. KG

Torstraße 44, 10119 Berlin

info@insel-verlag.de

www.insel-verlag.de

WILDBODEN

»Agonies are one of my changes of garments, I do not ask
the wounded person how he feels, I myself become the
wounded person. My hurts turn livid upon me as I lean
on a cane and observe.«

– *Walt Whitman, Leaves of Grass*

»Künstler wird man aus Verzweiflung.«

– *Ernst Ludwig Kirchner*

TEIL EINS

Von Zürich aus verläuft die Bahnstrecke die gesamte schattige Bananenseite des Zürichsees mit anschließendem Obersee entlang nach Landquart im Kanton Graubünden, einem ehemaligen, von Pioniergeist erbauten Schweizer Wild-West-Ort, wo man auch mehr als 100 Jahre nach dem Zauberberg gezwungen ist, den Zug zu wechseln. Von dort aus führt eine kurvenreiche, im fragwürdigen Dreiminutentakt durch Haltestellen unterbrochene Strecke nach Davos-Platz, hiernach besteigt man ein Postauto für die letzten Kilometer nach Frauenkirch, Endstation »Landhaus«, von wo aus es nur noch ein Fußmarsch zum Wildbodenhaus ist, sollte man noch immer nicht von dem Vorhaben abzubringen sein, eben jenes Haus besuchen zu wollen, das Ernst Ludwig Kirchner und seiner Lebenspartnerin Erna Schilling zuletzt als Wohnort diente.

Linkerhand befindet sich aber erst einmal der Gasthof des Dorfes, der schon damals existierte, und provoziert die Erinnerung an jene Formulierung, die Kirchner in einem Brief an den befreundeten Mäzen Carl Hagemann verwendete, um die Einweihungsfeier des neuen Schulgebäudes zu beschreiben. *Ein Fest mit Gesang, Tanz und Reden. Eine Kneiperei, wie ich sie schon lange nicht mehr erlebt hatte.* Aber war es überhaupt dieser Gasthof, in dem die legendäre Kneiperei stattfand, oder war es eines der anderen Gebäude? Für einen Augenblick womöglich blitzt der Name »Zur Post« als trügerische Erinnerung auf, aber einen Gasthof mit diesem Namen gibt es hier nicht. Es wäre vermutlich nicht schwer, die genaue Adresse von damals mit der von heute abzugleichen, nachzuprüfen, inwiefern es sich um dasselbe Gebäude handelt oder nicht. Aber sosehr überlieferte Fakten und verbürgte Anek-

doten die Fantasie auch anregen können, so sehr engen sie den Geist bisweilen ein.

Aus dem hellen Tageslicht tritt man nun ins Dunkle des Gasthofs, die Müdigkeit der Reise liegt noch wie eine schwere Decke über den Schultern. Der Schlüssel zum Wildbodenhaus ist in einem Umschlag am Tresen hinterlegt. Man fragt den jungen Angestellten, dessen Oberlippe von dünnem Flaum bedeckt ist, ob er wisse, seit wann der Gasthof betrieben werde, aber der antwortet nur mit einem Schulterzucken und sieht einen an, als hätte man ihn bei etwas Unanständigem gestört. Weiter nachzuhaken scheint sinnlos, stattdessen wird der Briefumschlag aufgerissen, der Schlüssel herausgenommen, das Gebäude verlassen und sich zu Fuß auf den letzten Abschnitt des Weges hinauf zum Wildboden gemacht.

Mit einer Mischung aus Entsetzen und Erleichterung wird klar, dass es weder auf der Hauptstraße von Frauenkirch noch auf dem steilen Anstieg der Sertigerstraße und auch nicht auf dem Feld dahinter Netzeempfang gibt. Vielleicht ist es ein Glück, und man kann die Umgebung des einst weltberühmten Luftkurorts als persönliche Atempause nutzen. Drei Tage kalter Entzug von der Außenwelt.

Je näher man dem Wildbodenhaus jetzt kommt und das durch Fotos und Filmaufnahmen zusammengesetzte Bild mit der sich bietenden Wirklichkeit verschmilzt, desto ruhiger wird man. Das anhaltende Plätschern des Sertigbachs klingt wie ein Flüstern aus einer anderen Zeit. Einmal darauf geachtet, ist es nicht mehr fortzudenken, formt sich zu einem flächigen Hintergrund, zu einem leisen Rauschen.

Der Weg führt weiter nach oben, vielleicht beginnt es zu tröpfeln, fein zu nieseln, schließlich zu regnen und zu stürmen. Obwohl es, einmal am Ende des Aufstiegs angekommen,

nur wenige Meter an der quer stehenden Scheune vorbei zum zweistöckigen, stolz über dem Sertigtal stehenden Haus sind, fühlt sich der Weg unendlich lang an. Ein Gewitter, wie es sie nur in den Bergen gibt, bricht über einen herein. Blitze erhellen die hintere Ebene des Tals. Es donnert. Und plötzlich ist man umhüllt von Nebel. Die Fensterläden des Hauses, das jetzt ganz nahe ist, klappern wie müde Kastagnetten. Ein Laden hat sich aus seiner Befestigung gerissen und schlägt abwechselnd an Hauswand und Fensterrahmen. Nur mit größter Anstrengung schafft man es, sich gegen das Unwetter zu behaupten, stemmt den Oberkörper gegen den abweisenden Wind und erreicht das Vordach des Hauses, wo sich rechter Hand die berühmte Sitzecke mit dem dünn verglasten Windfang befindet, der beliebte Hintergrund so vieler Fotos, Schlaglichter vorangegangener Recherchen. Man zieht den Schlüssel aus der Tasche und versucht, ihn in das Schloss zu stecken. Man probiert es fest, dann locker, dann wieder fest, hebt den Schlüssel etwas an, stemmt sich gleichzeitig gegen die Tür, hält inne, versucht es noch einmal, ganz sanft, man drückt die Klinke nach oben, wie man es aus Frankreich kennt, aber der Schlüssel lässt sich nicht drehen. Er passt einfach nicht. Dann zieht man den eigenen Bund aus der Hosentasche und versucht es mit jedem dieser ortsfremden Schlüssel, einem nach dem anderen. Der sich zum Hagel verdichtende Regen prasselt auf Kopf und Schultern. Und plötzlich springt die Tür auf. Das Gefühl, als wäre es kein Neuankommen, sondern ein Zurückkehren, wie oft hat man dieses Haus auf Bildern gesehen, sich eine Vorstellung gemacht. Hastig zieht man den Schlüsselbund ab und schiebt ihn tief in die Tasche. Eine Windböe schiebt einen ins Haus, und man denkt noch *Huch! Vorsicht, der Kopf*, aber man hat ihn sich schon an einem Holzbalken angeschlagen.

Den dumpfen Aufprall auf den von Farbklecksen überzogenen Dielen des Wildbodenhauses bekommt man schon nicht mehr wirklich mit, das Sichtfeld verdunkelt sich.

Erna drückte die hölzernen Fensterläden auf und befestigte sie mit etwas Mühe an den rostigen Haken in der Hauswand. Sie müssten bald ausgetauscht werden, bevor sie dem nächsten Sturm oder Schneefall endgültig zum Opfer fielen. Sie würde es ihm nicht sagen, sondern einfach selbst machen. Auf keinen Fall wollte sie ihn mit Kleinigkeiten belästigen. Er war in den letzten Wochen mehrfach in nervöse Zustände geraten, und es war besser, ihm keinen Anlass zu bieten, sich unnötig zu erregen.

Erna drehte sich um und blieb für einen Augenblick am Fenstersims stehen. Die Teppiche vor ihr begannen zu leuchten. Sie liebte den Moment, wenn die Farben von Boden und Wänden in der Morgensonne erstrahlten und sich das Zimmer in einen prächtigen Schauraum verwandelte, ein Lichtblick inmitten der erdrückenden Stummheit der Berge.

Die Stube war ihr Lieblingsort im Haus, abgesehen von ihrem eigenen Zimmer, in das sie sich zurückziehen konnte. Sie waren stillschweigend übereingekommen, dass er es nicht betrat. Hier in der Stube, die im Gegensatz zu den anderen Räumen des Hauses ein wenig von der Aura des Dresdener und Berliner Ateliers in sich bewahrte, fühlte sie sich am lebendigsten.

Sie würde heute ins Dorf gehen müssen, um Lebensmittel zu besorgen und Briefe auf der Post abzugeben. Vielleicht wäre es gut, frische Milch bei den Nachbarn zu holen, obwohl Erna wenig Lust auf Bauer Ruesch hatte, der keine Gelegenheit ausließ, sie spüren zu lassen, dass sie hier zwar geduldet war, mehr aber auch nicht. Er hatte ja recht, sie war ein Stadtmensch, sie gehörte hier nicht her. Aber nach fünfzehn

Jahren in Frauenkirch noch immer die skeptischen Blicke auszuhalten, die spitzen Bemerkungen der ansonsten wortkargen Anwohner – die man hier *Anstösser* nannte, was Erna befremdlich fand –, das zehrte an ihr. Berlin war weit weg und Fehmarn noch weiter.

Ob er sie jemals vermisst hatte, als sie sich um das Atelier gekümmert hatte und er bereits in der Schweizer Bergluft kurte? Sie mochte den Gedanken, dass auch er sich einmal nach ihr gesehnt hatte, auch wenn es unwahrscheinlich schien.

Nach einem trüben Juni und den ersten verregneten, kalten Tagen des Julis, freute sich Erna jetzt über die Sonnenstrahlen dieses Vormittags. Die kurze Reise nach Zürich hatte ihr gutgetan. Es war eine notwendige Ablenkung gewesen, und ihr Arm war nach dem Unfall wieder bei Kräften. Der Bruch war verheilt, nur ab und an meinte sie ein Ziehen in der Sehne zu spüren. Sie ging nach draußen, setzte sich auf die Bank am Eingang, lehnte sich gegen den gläsernen Windfang und beobachtete Kirchner bei der Arbeit. Der letzte Winter hatte ihm zugesetzt, er sah knochig und hager aus, die Schultern traten unter dem Oberhemd spitz hervor. Seit die Arvenholz-Blöcke geliefert worden waren, war er tagsüber fast ausschließlich draußen zu finden, um an den Figuren des Reliefs für das Schulportal zu arbeiten. Er ging sorgfältig vor, versuchte, seinem Entwurf und dem bewilligten Modell getreu, die Figuren möglichst schlicht und einfach aus den Holzblöcken hervortreten zu lassen, und wollte sie derart miteinander verschränken, dass es aussah, als hätte er sie aus einem einzigen Stück geschnitzt. Es war unmöglich vorherzusehen, wie es auf die Frauenkirchner am Ende wirken würde, hatten doch nur wenige in den letzten Jahren ein Verständnis für seine Kunst entwickelt. Er wollte sie keinesfalls verärgern, er wollte ihnen

etwas zurückgeben. Nach all der Zeit versuchte er noch immer, von ihnen aufgenommen zu werden. Dabei schüttelten nicht wenige Nachbarn über den, wie sie sagten, *verrückten Maler da oben* den Kopf. Erna wusste das. Deshalb rührte sie sein Wunsch geradezu.

»Es wird«, sagte sie. Hitze schoss ihr in den Kopf. Sie hoffte, für diese einfallslose Aussage nicht von ihm zurechtgewiesen zu werden.

»Wenn es ihnen nicht gefällt, trete ich vom Auftrag zurück«, sagte er und trat gleichzeitig einen Schritt nach hinten, als ob er mit dieser Bewegung der Aussage mehr Gewicht verleihen wollte.

»Das wird der Gaberel sicher nicht zulassen«, sagte Erna.

Kirchner schien ausgeglichen, die Anspannung wich aus ihrem Körper. Der Berner Architekt Rudolf Gaberel war hier oben schon lange ein guter Einfluss. Er hatte nicht nur den nahe gelegenen Waldfriedhof im Lärchenhain errichtet, der sich unweit des Hauses auf dem Wildbodenplateau befand, sondern trotz Wirtschaftskrise auch dafür gesorgt, dass Frauenkirch ein neues Schulgebäude bekam. Auch Kirchner schätzte ihn und hatte die Chance zur Ausgestaltung des Eingangsbereichs gern ergriffen. Es war sein erster öffentlicher Auftrag in der Schweiz, und er kam gerade recht, da doch seit Jahren schon die Verkäufe abnahmen.

»Um ihn geht es mir nicht«, sagte er. »Wenn es nicht gefällt, muss mich niemand bezahlen.«

Erna wusste, dass ihm die Haltung hinter dieser Aussage mehr gefiel als ihre realen Konsequenzen. Er wollte gern den Anschein erwecken, sich nicht ums Geld zu scheren, konnte es sich aber eigentlich nicht leisten.

»Der Betrag ist eh lächerlich«, antwortete Erna.

Sie wollte es sich nicht verkneifen. Sie wusste, wie viel Zeit er mit den Skizzen und Vorarbeiten verbracht hatte.

Er nickte. Jetzt sah er sie zum ersten Mal an. Erna lächelte, was er ignorierte.

»Wenn sie es nicht an der Schule haben wollen, nehmen wir es einfach wieder zurück«, sagte Erna leicht herausfordernd.

»Wie findest du es denn?«, fragte Kirchner, ohne den Blick von den sieben Holzblöcken zu nehmen, an denen die groben Formen der Figuren bereits zu erkennen waren.

»Es passt hierher. Genau richtig«, sagte sie.

Kirchner schwieg, setzte sich neben sie und zog eine Zigarette aus der zerdrückten hellen Packung.

»Du hättest Politikerin werden können.«

Er zündete die Zigarette an und inhalierte tief. Erna schob ihm den Kalksteinaschenbecher hin. Sie lächelte, nicht für ihn, nur für sich, den Blick nach unten gerichtet auf ihre Fingerkuppen, an denen sich die Haut etwas schuppte. Selten zeigte er ihr gegenüber Humor, er war ein quälend ernster Charakter. Sie genoss diese wenigen Momente der Leichtigkeit, auch wenn ihr bewusst war, dass er sie vermutlich gar nicht bemerkte.

»Wer weiß, vielleicht werde ich das ja noch.«

Kirchner sah sie fragend an und rauchte stumm weiter.

»Blut«, sagte sie plötzlich und deutete auf sein Handgelenk.

Ein Spreißel hatte sich in sein Fleisch gebohrt. Ein, zwei Blutropfen, bereits angetrocknet, fügten sich zwischen die verkrusteten Ölfarbenflecken und feinen Spritzer auf seiner Haut. Mit der Zigarette im Mundwinkel bemühte er sich, den Splitter aus dem Handballen herauszuholen, drückte so lange herum, bis die kleine Wunde stärker zu bluten begann.

»Chirurg hättest du werden sollen«, sagte Erna und griff

nach seiner Hand, um zu helfen. »Mit Villa am Elbufer in Dresden oder am Wannsee in Berlin. Auf jeden Fall mit Badewanne. Wasserabfluss. Elektrifiziert. Nicht mit Plumpsklo und Waschwanne.«

»Und am Ende an der Enge ersticken«, sagte er und ergänzte nach einer kleinen Pause: »Am Mittelmaß.«

»Oder am Kaviar, den dir deine reichen Verehrerinnen kredenzen, weil du ihnen die Nasen und Brüste so schön neu geformt hast. Wäre auch plastische Arbeit, bloß nicht mit Holz.«

Die Sonne blendete sie beide. Erna konnte an seinem Gesichtsausdruck nicht genau erkennen, ob sie Erfolg damit hatte, ihn aufzuheitern. Vielleicht war es auch nur eine kurze Grimasse, der Helligkeit geschuldet, wegen der er die Mundwinkel ein wenig nach oben zog.

»Hast du heute einen besseren Tag?«, fragte er und zog die Hand zurück, um sich selbst wieder dem Splitter zu widmen.

Erna war überrascht, dass er sie so offen danach fragte. Ihre anhaltende Schwermut der vergangenen Wochen war auch ein Anlass gewesen, einige Tage in die Stadt zu fahren. Sie hatte es nicht mehr ausgehalten. Das Haus, die stets gleichen Geräusche, den persistenten Geruch des Tabaks, der Farben, Öle und Verdünnungsmittel, den ewigen Blick auf das Tal und die Berge, die endlose Sorge um ihn. Sie war so schrecklich müde gewesen, es war ihr vorgekommen, als würde sie nie wieder wach werden. Mit eingezogenem Kopf und schweren Schritten hatte sie sich durch die Tage geschleppt, sie fühlte sich manchmal, als säße ein Ungeheuer auf ihren Schultern, das sein Gewicht grinsend auf sie niederdrückte. Kirchner hatte seine Arbeit. Erna hatte ihren zugewiesenen Platz in seiner Arbeit.

Sie nickte.

»Gut«, antwortete er. »Wir müssen die Zahlkarte noch an den Künstlerbund schicken, ich weiß nicht, ob wir es über die Auslandsbank überhaupt noch fristgerecht schaffen. Das dauert mittlerweile alles so lange.«

»Sollten wir Hagemann schreiben, ob er helfen kann? Es ist ja nicht viel. Zehn Mark?«

Kirchner hatte es geschafft. Er hatte den erstaunlich langen Splitter aus seinem Handballen gezogen und legte ihn nun demonstrativ auf die Tischplatte, wo er auf dem Holz allerdings kaum zu erkennen war. Dann stand er auf, murmelte ein schwerverständliches »So machen wir es, mein Kückchen«, und ging geradezu überstürzt ins Haus, sodass man meinen konnte, er hätte es keine Sekunde länger ausgehalten, hier draußen bei Erna. Es ärgerte sie, dass er sie mit dem Kosenamen ansprach. Sie blieb sitzen. Nicht wegen des Ausblicks, der an diesem Tag zugegebenermaßen eine besondere Wucht entfaltete, sondern weil sie ihm nicht nachlaufen wollte. Ein kleiner Widerstand, der ihm nicht auffallen würde. Nach den vergangenen Tagen in Zürich, musste sie sich wieder daran gewöhnen, ihre gemeinsame Gegenwart anzunehmen. Und das tat sie am besten in Distanz. Sie blieb also sitzen und lauschte den Geräuschen im Haus. Jedem Schritt, den Kirchner auf die Treppenstufen setzte, jeder Bewegung in der oberen Etage, im Atelierraum, der sich direkt über der Stube befand. Ein klagendes Knarzen, ein Quietschen und Poltern. So beständig das Haus von außen wirkte, so provisorisch und hellhörig war es im Inneren.

Ihr Blick fiel auf den Holzsplitter, sie nahm ihn mit der Kuppe ihres linken Daumens auf und betrachtete ihn ganz aus der Nähe. Sie hatte noch fragen wollen, ob er nach Gransee geschrieben hatte, um die Heiratsurkunde seiner Eltern anzu-

fordern. Ein leidiges Thema. Sie würden sie benötigen, falls er ernst damit machte, sie nach all den Jahren wirklich noch zu heiraten, so, wie er es vor einigen Wochen angedeutet hatte. Aber sie hatte nicht den Mut gefunden, etwas zu sagen. Auch weil sie es von ihm hören wollte, ohne dass sie ihn darauf ansprechen musste. Erna legte den Zeigefinger auf den Daumen, drückte zu, die Haut gab nach, ein spürbarer Widerstand, sie drückte fester, die Spitze durchbrach die Hautoberfläche. Als sie die Finger löste, quoll ein kleiner Blutstropfen hervor. Sie zuckte, leckte das Blut auf und schnipste den Spreißel von sich, in Richtung des Zauns, dessen Latten bunt bemalt waren und der ihr manchmal das Gefühl gab, sicher zu sein, wenn er ihr nicht vorkam wie ein Gefängnis.

Viele Jahre später, wenn die Tragödie lange genug in der Vergangenheit liegen wird, sodass sie nicht mehr jeden ihrer Gedanken belagert, wird sie darüber nachdenken, den Zaun neu zu streichen, dann davon ablassen, denn egal wie unheimlich ihr der Ort, das Haus, die Scheune, der Garten und auch der Zaun erscheinen mögen, sie werden für sie doch ein Ensemble bleiben, ein eigener Organismus, der ausschließlich seinen eigenen Gesetzen gehorcht.

Kirchner wusste, dass sein Arzt Dr. Frédéric Bauer in den kommenden Wochen immer wieder auf Reisen und demnach nur selten im Parksanatorium anzutreffen sein würde, weshalb er trotz seiner Befürchtung, wie ein Bittsteller zu wirken, einen freundlichen Brief, jedoch mit äußerst direktem Ersuchen, an ihn schrieb. Er benötigte weitere Rezepte, bevor sein Vorrat an Eukodal aufgebraucht sein würde. Er hatte an diesem Vormittag nur noch dreieinhalb Schachteln mit jeweils drei Ampullen vorgefunden. Es war erst Mittwoch, auch bei reduzierter Dosis würde das nicht einmal bis zum Wochenende reichen. Er entschied, dem Brief die bereits ausgefüllten Rezepte beizulegen, sodass Dr. Bauer sie lediglich gegenzeichnen musste, was im Zweifelsfall auch seine Assistentin erledigen konnte. Dieser Gedanke beruhigte und beunruhigte ihn gleichermaßen, die Vorstellung, nicht Dr. Bauer, sondern seine Assistentin nehme sich seines dringlichen Anliegens an, würde mit Kollegen womöglich gar über ihn reden, respektlos oder abfällig, diese Vorstellung war quälend. Aber es führte kein Weg daran vorbei, er musste dieses Risiko in Kauf nehmen. Er brauchte ein neues Rezept.

Für gewöhnlich fiel es Kirchner leicht, Korrespondenz zu führen, an diesem Tag aber schienen die Kräfte des Kosmos gegen ihn zu wirken. Sein vorletzter Backenzahn im linken Unterkiefer schmerzte, als würde ein sadistischer Geist seine Wurzel mit einer glühenden Nadel malträtieren. Nach jedem zweiten Wort musste Kirchner den Füllfederhalter absetzen und seine Konzentration darauf ausrichten, den Schmerz auszuhalten. Er wiederholte die Formulierungen mehrfach in Gedanken, bevor er sie aufschrieb. Der Stuhl, auf dem er

seit Jahren an ebendiesem Tisch in seinem Atelier saß, erschien ihm auf einmal unangenehm hart und viel zu hoch, um sich aufrecht halten zu können, gleichzeitig fand er keinen Platz für die Beine, stieß mit den Schenkeln an der Unterseite der Tischplatte an, konnte sie aber auch nicht unter der Sitzfläche des Stuhls verschränken. Er kam sich vor wie ein kauender Kranker, niedergedrückt vom unaufhörlichen Kampf gegen die Limitierungen seines Körpers. Er atmete lange und bewusst aus. Es dürfte nicht zu umständlich sein, ermahnte er sich und zerriss zwei Entwürfe hintereinander, um von vorne zu beginnen. *Lieber Herr Doktor*, schrieb er. *Ich lege Ihnen hier zwei Rezepte zum Unterzeichnen bei. Mit der Bitte, sie schnellstmöglich zurückzusenden. Vielen Dank im Voraus.* Er setzte ab, las die Sätze und war zur eigenen Verwunderung recht zufrieden. Wozu weit ausholen, wenn Zweck und Ziel eindeutig waren. Um nicht zu forsch zu erscheinen, ergänzte er noch einige Ausführungen zu seiner Arbeit am Relief des Schulportals, die ihn *lächerlich anstrenge*, aber als *Tagesroutine Stabilität und Ruhe erzeugte*. Es gelang. Seine Gedanken und das Schreiben lenkten ihn ab. Der Zahn war vergessen. Sätze flossen aus ihm heraus. Die gewohnte Sicherheit kehrte zurück. Und es war ihm, als korrigierte sich seine Haltung ganz von allein. *Ich habe vieles vor für die wärmere Zeit*, schrieb er. *Zunächst den Körper regenerieren. Und dann Arbeit. Ich bin nicht zufrieden mit mir. Ich weiß, Sie werden jetzt lächeln. Wenn ich mich zusammenreiße, wird doch noch etwas werden. Trotz allem scheint das Leben schön.*